

JEANNE HERSCH

PHILOSOPHIN DER MENSCHENRECHTE UND EXISTENZIALISTIN

Sehr geschätzte Anwesende, sehr geschätzte Jeanne-Hersch-Interessierte.

Wo und wie beginnen, um Jeanne Hersch gerecht zu werden? Mit dem Anspruch, nicht über sie, sondern mit ihr zu denken – ihr sozusagen nachzudenken und nachzuspüren, hätte sie geraten: Im Hier und Jetzt.

Am vergangenen Samstag habe ich im MAGAZIN vom 7. Juni den Nachruf auf Koyo Kouoh gelesen. Sie hätte als erste Schwarze Frau die kommende Biennale in Venedig leiten sollen. Kurz vor ihrem Tod hat Barbara Zimmermann sie eine Woche lang begleiten können und sieben Erkenntnisse über das Leben mitgenommen. Ich möchte mich auf zwei Erkenntnisse beschränken, um hier und jetzt beginnend, auf eine spannende Wahlverwandtschaft zwischen Koyo Kouoh und Jeanne Hersch hinzuweisen: Erkenntnis Eins: Der Mensch geht vor und Erkenntnis Drei: Ich bin, weil wir sind. Jeanne Hersch war in ihrer Zeit von 1933 bis 1954 (unmittelbar bevor sie zur ersten Philosophieprofessorin der Schweiz berufen wurde) als Lehrerin tätig und verkörperte auf eindruckliche Art und Weise, was das Verhältnis zwischen der Lehrperson und dem Schüler, der Schülerin als gelebte Beziehung ausmacht. Im Geiste natürlicher Autorität ging es ihr darum, sinnhafte Horizonte gemeinsam zu erschliessen und durch ihre Präsenz überhaupt solche Sinnhaftigkeit zu verkörpern. Aus dieser ersten pädagogischen Perspektive bilden die beiden Erkenntnisse in der Tat eine erste Rahmung, um sie als Existenzphilosophin und Denkerin der Menschenrechte zu erhellen. Als zweites einsteigendes Blitzlicht, das im mehrfachen Sinne erhellend ist, möchte ich auf folgende Koinzidenz verweisen: Nachdem ich den sehr berührenden Beitrag im MAGAZIN gelesen habe, machte ich mich zur Synagoge auf. Und siehe da: Im rezitierten Wochenabschnitt befand sich der Priestersegen, das sogenannte בְּרַכַּת לַהֲנִיחַ:

בְּרַכֶּךָ יְהוָה וְיִשְׁמְרֶךָ: Der Ewige segne und behüte dich.

פְּנֵי אֱלֹהֶיךָ יִתְחַנֵּן: יְהוָה אֱלֹהֵינוּ יִתְחַנֵּן: Der Ewige lasse dir Sein Antlitz leuchten und lasse dich Gnade finden.

יְשׁוּעָה יְהוָה אֱלֹהֵינוּ יִתְחַנֵּן: פְּנֵי אֱלֹהֵינוּ יִתְחַנֵּן: Der Ewige wende dir Sein Angesicht zu und gebe dir Frieden.

Diese Verse aus Numeri/Bamidbar 6,24–26 gehören zur Matrix der jüdischen Liturgie. Sie sind einerseits Bestandteil des täglichen Morgengebets, andererseits ist es Brauch, die eigenen Kinder mit diesen Versen eingang des Sabbats zu segnen. Auch wenn Jeanne Hersch nicht im traditionellen Sinne die jüdische Religion praktizierte, war sie gewiss mit diesem Brauchtum vertraut. Aber noch viel wichtiger ist die tiefe Bedeutung der Beziehung und des Bezogenseins auf den Menschen. Die behutsame Sorgfalt verbindet sich mit der Zugewandtheit, was durch die etwas veralteten, aber poetischen Wörter «Antlitz» und «Angesicht» zum Ausdruck kommt. Das Motiv der Zuwendung lässt sich mit der etymologischen Verbindung zwischen dem Nomen פנים (panim; *Gesicht*) und dem Verb לפנות (lifnot; *wenden*) vertiefen. Das pluralisierende Nomen im Hebräischen akzentuiert emphatisch, dass dem Gesicht eine Ethik eingeschrieben ist, die vom Mitmenschen ausgeht. Seine Sichtbarkeit steht und fällt mit der Zu- und Hinwendendung. Um die Lektionen zu bestätigen: Dass der (Mit)Mensch vorgeht und Ich-Identität sich im Kontext des Plurals entfaltet.

Aus dieser Konstellation aus dem Hier und Jetzt heraus möchte ich mich nun der *Philosophische[n] Selbstbetrachtung* (1981) Jeanne Herschs zuwenden. Diese Betrachtung der Philosophie scheint förmlich eine Einladung an uns zu sein, mit dem Philosophieren zu beginnen, um ihr Denken besser zu verstehen, aber noch entscheidender: Um Philosophie an sich besser zu verstehen. Folgende Stelle dieser Selbstbetrachtung nimmt uns gleich mit auf diese Reise ins Innere des Denkens:

„Wie gesagt, habe ich eher versucht, tiefer und tiefer das Menschsein zu ergründen und es liebend anzunehmen, als die großen Probleme der «eigentlichen Philosophie» neu zu stellen. Aber was ist «eigentliche Philosophie»? Die großen Lehren der Vergangenheit, in ihrer extremen Verschiedenheit und ihrer geheimnisvollen Einheit, lassen kaum eine eindeutige Antwort zu. Im Grunde habe ich mich immer bemüht, den Sinn der gestellten Fragen zu klären, um dank einem ständigen Bezug auf das unerreichbare Absolute gegen jede abergläubische Verabsolutierung der durch Natur, Geschichte, Gesellschaft, Wissenschaft und Sprache gegebenen Wirklichkeit zu kämpfen. Dann wird die Philosophie, dank den intellektuellen Vorzügen, die sie erheischt, zu einer Summe geistiger Exerzitien: diese stärken im Denkenden die Forderung nach Wahrheit, die die Erhellung der Grenzen verlangt, sowie den Mut, sie anzunehmen.“ (S. 78)

Es geht Jeanne Hersch also nicht um die abstrakte Seins-Philosophie mit den vermeintlich grossen Fragen, sondern um die kleineren und bescheideneren Fragen, um durch die Selbstbescheidung die Grenzen innerhalb des je eigenen Daseins zu erhellen. Dieses Aufleuchten versucht den Menschen besser zu verstehen. Als Referenz- und

Orientierungspunkt dient die hier nicht explizit genannte TRANSZENDENZ, die aber als „unterreichbare[s] Absolute[s]“ umschrieben wird. Mit dem „ständigen Bezug“ wird indes eine ethische Qualität geschärft, die eben nicht einem absoluten Sein gilt, sondern einer Instanz, die solch einen ständigen Bezug überhaupt ermöglicht. Sozusagen als Ermöglichungsgrund der Beziehung und Bezogenheit. Aufleuchtendes Antlitz. Die behutsame Sorgalt und die Zugewandtheit streben nach Bestand und jener Beständigkeit, die zu einem der Schlüsselbegriffe im Leben und Denken Jeanne Herschs hinleiten: zur TREUE. Denn in und durch die Treue kann das Menschsein nicht nur ergründet, sondern liebend angenommen werden. Aus dieser beherzten Haltung intellektueller Redlichkeit heraus zeichnet sich die existenzielle Forderung nach Wahrheit ab. Die Forderung, Ausformungen zur Verabsolutierung hin zu bekämpfen, – um einen ideologiekritischen Nachhall bis in unser Hier und Jetzt ertönen zu lassen.

Den Bodensatz dazu rührt Jeanne Hersch ebenfalls in ihrer philosophischen Selbstbetrachtung auf, indem sie die frühesten Kindheitserinnerungen an das Elternhaus vergegenwärtigt: „Meine Eltern waren beide Studenten. Zusammen mit anderen Studenten aus Osteuropa wurden jeden Tag alle möglichen philosophischen und politischen Probleme der Zeit laut diskutiert. Und ich konnte dabei nicht einschlafen.“ Diese frühe Spur hellwacher Diskussionskultur lässt sich mit der genannten Treue nun mehrschichtig assoziieren und textlich verknoten, indem ihre jüdische Herkunftsgeschichte genauer beleuchtet wird: Ihr Vater Liebmann Hersch stammte aus Litauen, die Mutter Liba Hersch-Lichtenbaum aus Polen. Beide engagierten sich in der sozialistischen Bewegung, die als »Bund« bezeichnet wurde. Als »Bundisten« kämpften sie gegen das zaristische Regime an, sie setzten sich für Freiheit und Gerechtigkeit ein, insbesondere für die Erhaltung der jiddischen Sprache und Kultur, und der Errichtung von Schulen und Theater. Auf einer Tagung von 1983 gedachte Jeanne Hersch der jüdischen Opfer des Warschauer Aufstands im Ghetto und drückte ihre tiefe Bewunderung für die Errungenschaften des Bundes, auch unter widrigsten Umständen der Armut Bildung zu ermöglichen, was sie als junges Mädchen mit eigenen Augen auf Reisen nach Polen sah. Ein pädagogisches Ethos, das absolut prägend wurde für sie. 1904 immigrierten die Eltern als Studierende nach Genf. In die Stadt, in welcher Jeanne Hersch am 13. Juli 1910

geboren wurde – und in den schlimmen Jahren nationalsozialistischer Verfolgung Bundisten traf, die bei ihnen Zuflucht fanden.

Dass der Bund für sie zu einem prägenden Vorbild wurde, führt Jeanne Hersch in ihrem klugen wie berührenden Essay *Mein Judentum* an. Auch hier gilt ihre Erinnerung der ermordeten Bundisten, die sich nicht über die Religion definierten, sondern durch den Kampf für Demokratie und soziale Gerechtigkeit. Jeanne Hersch war im traditionellen Verständnis nicht religiös, war aber zutiefst fasziniert von der Unaussprechlichkeit des einen transzendenten Gottes. Die Transzendenz lebt von der Vieldeutigkeit, die ihr zur Denkspur wird. Sie ist zwar selbst weder Bundistin, noch würde sie sich im eindeutigen Sinne religiöser Zugehörigkeit dem abrahamitischen Bund verpflichten wollen. Aber die ambige Qualität des jüdischen Glaubens bedeutet ihr – mit ihren Worten – ein «leuchtendes Fragezeichen». Dieses leuchtet umso mehr, wenn der hebräische Ausdruck אמונה (Emuna) beachtet wird, der als Glaube wiedergeben und allzu schnell als Gegensatz zu Wissen aufgefasst wird. Das darin bekannte *Amen* verweist aber tiefliegender, insbesondere in der Verbform, auf ein beglaubigendes Vertrauen: als Treue. Und darin (ver)birgt Hersch ihr Selbstverständnis in ihrem Jüdinsein, indem sie dieses mit einer paradoxalen Spielart von Treue in Verbindung bringt, die zwischen Unbestimmtheit und Entschlossenheit oszilliert. Autobiografisch wird diese Unschärfe durch ihren Vater bzw. durch folgende Herkunftsgeschichte geprägt:

„Als meine junge Großmutter väterlicherseits (sie war dreißig Jahre alt) in Litau dem Sterben nahe war, nachdem sie sechs Söhne geboren hatte, ließ sie ihren ältesten (meinen Vater) zu sich kommen und sagte dem Elfjährigen: «Sei ein ehrlicher Mann und ein treuer Jude.» Mein Vater gehorchte – wenn auch nicht auf die Art, die sie sich vorgestellt hatte.“ (S. 80)

Die von der Tochter angesprochene Bruchlinie kommt just in jenem Vortrag des Vaters zum Ausdruck, der ebenfalls den Titel «Mein Judentum» trägt, aber im Untertitel auf einen Bruch verweist: «Das Judentum vom Standpunkt eines jüdischen Positivisten gesehen». Diese Positionierung vollzieht er nicht als nüchterner Wissenschaftler, sondern als ehrliche Darlegung der „Kategorie [s]eines Intellektes“, die sich auf den Erfahrungsbereich der Welt bezieht: Religion ist für ihn ein Faktor des gesellschaftlichen Lebens, der indes eine zivilisierende Wirkung ausübt. Gerade die Anerkennung dieser Wirkung verbindet sich mit einem tiefgehenden Wissen über den Wert der Erschaffung einer Zivilgesellschaft durch die mosaische Gesetzgebung. Diese ist ihm ein Muster in

Bezug auf menschliche Brüderlichkeit und soziale Gerechtigkeit und erlangt dadurch nicht nur eine entsprechende Gültigkeit, sondern auch eine bindende Geltung. Oder mit seinen Worten: „den Stempel biblischen Geistes“. Es ist dieser Stempel, den Jeanne Hersch prägt. Liebmann Hersch, Professor an der Universität Genf, entwickelte diese Gedanken anlässlich zweier Vorträge, die er am 2. Und 16. November 1940 vor dem Verband jüdischer Studenten hielt – und mit den Worten schloss, ziemlich sicher in Anwesenheit der Tochter:

„Für mich ist die Bibel gerade darum heilig, weil sie so tief, so innig, so aufrichtig, so einfach menschlich ist. Und das Volk der Bibel, welches diese Schöpfung unter unvergleichlichen Opfern, Jahrtausende hindurch, durch die Welt getragen hat, dies Volk ist für mich ein großes Volk.“

Die Grösse resultiert nicht aus dem theologischen Status der Auserwähltheit, sondern aus dem menschlichen Stand der Würde – angesichts einer zutiefst entmenslichenden Leidenserfahrung. Es ist der Wert dieser Würde, der vom biblischen Geist umweht wird. Geist ist hier indes eben nicht als griechisches Werkzeug der Metaphysik zu verstehen, sondern als jener רוח, der seit und mit Abraham aufbricht, um einem moralischen Angesprochen-Werden treu zu sein. Es ist just dieser moralische Anspruch, der den untergründigen Resonanzboden für Jeanne Herschs hochinteressante Auffassung zum Judentum bildet, das in der Treue zum Vater als Stempel eines biblischen Humanismus nun gedeutet werden kann:

„Und trotzdem gibt es jene zerbrechliche und vielleicht doch unzerstörbare Kette derer, die nicht feststellen, sondern bestätigen und entscheiden, aus einer eigentümlichen unbestimmten, entschlossenen Treue heraus: «Ich bin ein Mensch. Mein Vater hat es mir gesagt.» - «Mein Vater hat es mir gesagt: Ich bin ein Jude.» Was heißt das? Der Mensch ist hier nicht einfach eine Tiergattung, der Jude auch keine Rasse, kein kulturelles Faktum. «Mein Vater, meine Mutter haben es mir gesagt.» Ein Befehl aus der Vergangenheit, zu einer Zukunft hin, die in der Zeit nicht erreicht wird, und der die Freiheit wach hält. Eine Art und Weise dem Irdischen leidenschaftlich zu gehören, und doch nie ganz. Ein «Auf-der-Schwelle-Leben».“ (S. 92)

Den familiären Bruchlinien entlang entsteht gleichzeitig eine Form fragiler bzw. brüchiger Kontinuität. Dieser Zerbrechlichkeit wohnt mithin etwas Unzerstörbares inne. Es scheint, als wehe darin jene schöpferische Kraft der Transzendenz, die in Abram wirkt und nachwirkt. **לך-לך מֵאֶרֶץְךָ וּמִמּוֹלֶדְתְּךָ וּמִבֵּית אָבִיךָ אֶל-הָאָרֶץ אֲשֶׁר אֹמַר לְךָ** Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Das **לך-לך** bezeichnet nicht nur das Fortgehen, sondern deutet in der hebräischen

Verdoppelung empathisch auf den existenziellen Gehalt hin: Geh für dich, geh zu dir – im spannungsvollen Bezug zur Transzendenz. Der Mensch, der jüdische Mensch, ist kein blosses Faktum, auch kein kulturelles. Die unzerstörbare Kette dynamisiert sich im Kontext einer Aufbruchsbewegung mit bindender schöpferischer Kraft. Bei Abram führt dies zum Bund mit Gott, und zu jener Transformation, die seinen Namen mit jenem Buchstaben erweiternd umbildet, der elementar mit dem Lebenshauch assoziiert wird: Mit dem א. Damit vertieft Abraham seine Existenz um eine geistige Dimension, die vom Anderen ausgeht, um zu sich zu kommen. Die Beziehung zum Anderen geht der faktischen Identität voraus. Mehr noch: Diese Beziehung schafft erst Identität. Was hier biblisch präfiguriert wird, erinnert sehr stark an Martin Bubers Dialogphilosophie – und entspricht dem Denken und der Haltung von Jeanne Hersch, die als Jüdin das Motiv der Treue auf ihre Weise umformt. Ihr Aufbruch bewegt sich auf der Schwelle zu Karl Jaspers und führt zu einem ihrer eigenen Art entsprechenden philosophischen Bund:

„Jaspers’ Denken – mit seinem «philosophischen Glauben», den er der «biblischen Tradition» zuschreibt, ohne jedoch den biblischen Anspruch auf Ausschließlichkeit zu erheben – entsprach mir sofort, als ich ihm begegnete, als wäre ich von selbst und schon im voraus darin zu Hause.“ (S. 83)

Im Sommersemester 1929 absolvierte Hersch ein Auslandsemester in Heidelberg, um ihre Deutschkenntnisse in ihrem Studium der Literaturwissenschaften zu verbessern. Als sie von einer Kommilitonin auf die Hegel-Vorlesung von Jaspers aufmerksam gemacht wurde, besuchte sie die Veranstaltung und wusste sofort – wie sie im Gespräch mit Gabrielle und Alfred Dufour ausführt – „dass da etwas war, was ich verstehen musste. Was das war, wusste ich nicht.“ Während sie die literarischen Studien über Henri Bergson abschliesst, studiert sie Philosophie, unter anderem mit einem zusätzlichen Semester bei Jaspers in Heidelberg, woraus eine lebenslange Freundschaft hervorgeht. 1935 wird ihr erstes Buch *L'illusion philosophique* gleich mit dem Prix Amiel ausgezeichnet. Karl Jaspers schreibt zur deutschen Übersetzung das Geleitwort. Hersch ihrerseits setzt sich in ihrem sechsten und letzten Schlusskapitel intensiv mit der Philosophie von Jaspers auseinander, dessen Denken ihr die „Möglichkeiten eines philosophischen Bewusstseins“ eröffnen. Diese Positionierung vollzieht sie gezielt in dezidierter Abgrenzung gegenüber einem Denken, das die Philosophie verraten hat. Wenn auch nicht explizit genannt, so ist aus dem Kontext der Zeit klar, dass sich Jeanne Herschs polemische Spitze gegen Martin Heidegger richtet. 1933 verbrachte sie, gegen den Willen

ihrer Eltern, das Sommersemester an der Universität Freiburg. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Edmund Husserl als Rektor mit jüdischer Abstammung seines Amtes enthoben – und durch seinen ehemaligen Schüler Heidegger ersetzt. Insofern lässt sich die philosophische Desillusionierung im Kontext des totalitären Regimes mehr als errahnen. 1956 wird sich Jeanne Hersch in ihrer zweiten Monografie *Die Ideologien und die Wirklichkeit. Versuch einer politischen Orientierung* auf der theoretischen Ebene mit den totalitären Regimes des Faschismus und des Kommunismus auseinandersetzen. Diese Studie weist eine Affinität in Richtung Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1951) auf. Just bei jener Theoretikerin politischer Philosophie, die bei Karl Jaspers promovierte und eine intensive Brieffreundschaft mit ihm unterhielt. Neben den strukturellen Analogien der beiden Ideologien ging es Jeanne Hersch letztlich darum, den demokratischen Sozialismus zu verteidigen, dessen Partei sie bekanntermassen auch angehörte. Aber auch diese Untersuchung verharret nicht im Rahmen der politischen Theorie, sondern bricht sie existenzphilosophisch auf. Dabei wird erneut ein Nachhall auf Abraham untergründig hörbar:

„Der Mensch (nicht jeder einzelne, aber die Gattung Mensch) ist so geschaffen, dass das Bewusstsein, in einem Gefängnis zu leben, solange es nicht ausgelöscht wird, in ihm das Gefühl für die Weite wachruft. Das ist übrigens, möchte ich meinen, unter den Umständen unserer Zeit, etwas vom Letzten, Unzerstörbaren, das unsere Hoffnung zu nähren vermag.“ (S. 51)

Die unterschiedlichen Begegnungen mit Jaspers und Heidegger konstellierte sozusagen Jeanne Herschs Denkweg: Mit Jaspers verdichten sich die Möglichkeiten des philosophischen Bewusstseins zu einem philosophischen Glauben. Als ein Vertrauen und einer Treue in und gegenüber der Redlichkeit des Denkens, dessen Qualität sich nicht in der eigenen Vernunft als Anspruch wissenschaftlicher Philosophie begründet, sondern auf ein radikales Aussen verweist. Dies auf die Gefahr hin, in und durch die absolute Bindung sich existenziell auszusetzen, wie Hersch exemplarisch im Essay *Sinn für den Sinn* ausführt. In einer tatsachen- und informationsversessenen Zeit gibt uns Jeanne Hersch zu bedenken, dass Sinnstiftung nicht gegeben ist, und entsprechend weder durch ein System noch durch eine Ideologie oder Information vorgegeben wird. Den Sinn für diesen Sinn scheint der Lehrer Jaspers in ihr der Schülerin geweckt zu haben. Dies bildet erneut das pädagogische Ethos, das Hersch selbst in ihrer über zwanzigjährigen Tätigkeit

als Lehrerin an einem Genfer Gymnasium umgesetzt. Das entscheidende Moment bildet jenes staunenswerte Motiv, das sie so sehr mit Jaspers verinnerlicht hat: In der Schweben zu sein. Diese Schweben von Jaspers und ihre eigene Schwelle fallen zusammen und markieren ein dynamisches Denken in Übergängen: als transzendierendes Denken in Richtung der Exteriorität – um im Schüler den Sinn für seine eigene Freiheit zu wecken. Universalistisch und vernünftig gedacht, steht die situative und partikuläre Verantwortung des einzelnen Menschen existenziell im Mittelpunkt. Exemplarisch für das dialektische Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus steht Herschs Aufsatz der *Untrennbarkeit von Vernunft und Existenz: Karl Jaspers* (1983). Diese Untrennbarkeit liesse sich ins Judaistische gewendet, auch als Tiefenstruktur zwischen »Bruch« und »Beziehung« lesen, was folgende Stellen-Lese verdeutlichen möge:

„Die Vernunft bewirkt weniger ein ständiges »Darüberhinaus« als ein Bedürfnis nach Bindung von allem mit allem, Einheit der Vielheiten, ein Aufeinander-angewiesen-Sein [...]. Alles geht alles an. Alle gehen alle an. Wenn der Verstand durch die strenge Spezifität seiner apodiktischen Methoden in der objektiven Erfahrung ganz bestimmte Zusammenhänge in der Kontinuität erfaßt, weist die Vernunft dagegen auf ein alle umgreifendes Sein, in dem alles auf alles angewiesen ist. Sie ist offen in die Unendlichkeit, aber als Vorwegnahme von Einheit und Ganzheit.“ (S. 38)

Wird die Vorwegnahme als antizipierende Kraft aufgefasst, scheint die oben zitierte Einschätzung Jeanne Herschs doch bemerkenswert, als wäre sie von selbst und schon im voraus im Denken Jaspers' zu Hause gewesen. Ganz im Geiste von Jaspers wird dann das antizipierende Bewusstsein zur Chiffre eines offenen und schöpferischen Geistes. Vielleicht hat Jeanne Hersch diese Chiffre des Umgreifenden vorweggenommen, als sie 1942 in ihrem ersten und einzigen Roman *Temps alternés* imaginär das folgende liebende Lebensgefühl sozusagen existenziell erhellt und an der Schwelle die Stimme des Erzählerinnen-Ichs schweben lässt:

„Es war keine Initiative zu ergreifen, keine Antwort zu geben. In einer so vollkommenen Untätigkeit, in einer so langen Stille war die flüchtigste Begegnung ein reines Geschenk. Weder vorbereitet noch auch gesucht, schien sie gesegnet, von einem stärkeren Willen gewollt als dem seinen oder dem meinen. Das Band zwischen uns wurde heilig, und ich spürte es schwingen in einem empfindlichen Kristall, wo alles, selbst die Ferne, selbst die Abwesenheit, selbst die Stille einander sein Einssein verkündete.“ (S. 55)

So gilt es auch das Thema der Menschenrechte im Spannungsfeld von Vernunft und Existenz einzuordnen, dem wir uns im letzten Teil zuwenden wollen. Zwischen 1966 und 1968 wirkte Jeanne Hersch als Direktorin der Abteilung Philosophie der Unesco und

veröffentlichte in deren Auftrag 1968 eine umfangreiche weltumspannende Textsammlung zum Thema Freiheit und Menschenrechte. In diesem Rahmen entwickelte sie einige Texte, die in eine Philosophie der Menschenrechte mündeten. Sie warnte eindringlich vor der Naivität, die Menschenrechte als gesicherten Besitz zu betrachten, die es gemäss dem internationalen Recht anzuwenden gälte. Die Menschenrechte – und damit verbunden die Menschenwürde – gehören nicht der Welt der Tatsachen an, weil der Mensch an sich keine Naturlandschaft darstellt. In ihrem Aufsatz *Die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte – eine Herausforderung für die Welt von morgen* führt sie folgenden Gedanken aus:

„Es ist diese innere, potentielle Kraft, die keinem Menschen abgesprochen werden kann, ohne daß er entmenslicht und auf ein Objekt reduziert würde. Sie ist es, die der Erklärung ihre weltweite Bedeutung verleiht. [...] Diese Möglichkeit und Bestimmung lässt sich durch keine empirische Gegebenheit ausschließen, niemand kann darauf verzichten, solange in ihm noch ein Hauch Leben ist, und ohne sie ist der Mensch kein lebendiger Mensch mehr.“ (S. 56)

Die Würde des Menschen geht mit einem demokratietheoretischen Postulat einher, verschränkt sich aber gleichzeitig mit dem existenziellen Akt, diesen Wert zu erschaffen. Als fragiles Gut ist der schöpferische Prozess in die Kreatürlichkeit des Menschen eingeschrieben – oder besser: einge-ha-ucht! Dass dabei der rationale Grund aufgebrochen und transzendiert wird, verdeutlicht bei aller Unschärfe die auffällige Struktur des Schwebens: Der Mensch muss sich sein Recht erschaffen, indem er den Anderen anerkennt, und sein Angesicht zum Leuchten bringt. Darin besteht die wahre Würde der Menschenrechtserklärung – was uns heute noch als moralischer Kompass zur Orientierung verhelfen müsste. Und mithin den Kreis zum Hier und Jetzt mit den beiden Lektionen schliessen lässt. Erkenntnis Eins: Der Mensch geht vor und Erkenntnis Drei: Ich bin, weil wir sind.

Ich hoffe, ich konnte einen Einblick vermitteln, infowieweit Jeanne Hersch in ihrer Rückbesinnung auf die eigene jüdische Tradition einen biblischen Humanismus verkörpert, der ganz im Zeichen schöpferischer Freiheit steht.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.
